

Alfred Grosser

Le Mensch

Die Ethik der Identitäten



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8012-0681-9
Paperbackausgabe, 1. Auflage 2024

Copyright © 2017 by
Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH
Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn
Umschlag: Hermann Brandner, Köln
Umschlagfoto: © Badische Zeitung, Ingo Schneider
Satz: just in print, Bonn
Druck und Verarbeitung: Bookpress, Olsztyn
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Poland 2024

Besuchen Sie uns im Internet: www.dietz-verlag.de

Inhalt

EINLEITUNG	7
Selbstdarstellung	
KAPITEL 1	13
Der Finger und das schlimme »Die«	
Zwei Sonderfälle: »die« Deutschen und »die« Frauen	
Die Deutschen	18
Die Frauen	28
KAPITEL 2	44
Geschichte und Erinnerung	
Historiker und »kollektive Erinnerung«	44
Widersprüche in der Erinnerung an Persönlichkeiten.	48
Auschwitz im Vergleich	60
Vichy und Algerien.....	73
Nachher: »Historisieren«? Die schöpferische Erinnerung....	76
KAPITEL 3	85
Politik	
Politik ist überall	85
Die Legitimität als vermeintliches Instrument der Identifikation	87
Das Gesetz und seine Hüter	95
Der Staat, seine Diener und seine Richter	106
Kein Wahlsystem ist gerecht	110
Parteien und Regierungen	114

KAPITEL 4	123
Europa ohne und mit Flüchtlingen	
Grenzen	123
Jean Monnet und die Identität des organisierten Europas ...	129
Europäische Identität durch Währung und Wirtschaft?	147
Europa mit Flüchtlingen	152
 KAPITEL 5	 163
Gesellschaft	
Das schlimme Geld und die Ethik	164
Unten, oben, dazwischen	167
Alt und jung	174
Medien	178
Kultur und Erziehung	191
 KAPITEL 6	 207
Identitäten der Religionen	
Die Schrift	207
Christentum: Das Negative und die zwei Fragen	210
Die Päpste und ihre Kirche	214
Luther und andere Protestanten	223
Kirchen in Deutschland	225
Französische Kirchen und die laïcité	234
Juden und Israel	243
Der Islam bei uns	256
 SCHLUSSBETRACHTUNG	 262
Das Menschwerden inmitten der Verzweiflung am Weltgeschehen: Pessimistische Zuversicht	
 PERSONENREGISTER	 271

EINLEITUNG

Selbstdarstellung

Jeder von uns hat vielfältige Identitäten, und sei es nur, weil er mehrere gesellschaftliche Zugehörigkeiten besitzt. Der Autor will sich in diesem Sinne vorstellen.

Ich bin ein Mann und keine Frau. Das gibt mir heute noch in der französischen wie deutschen Gesellschaft unverdiente Vorteile. Ich bin alt, aber meine seit langem erwachsenen Söhne arbeiten für mein Ruhestandsgeld. Ich war beamteter Professor, gehörte also zu jenem privilegierten Teil der Gesellschaft, der nicht arbeitslos werden kann. Ich bin Pariser. Musik, Theater, Ausstellungen: Im Kulturleben genieße ich alle Vorteile von Zuschüssen, die nur in der französischen Hauptstadt verteilt werden. Ich liebe meine Stadt Paris, mit einer kritischen Einschränkung: Wie viele meiner jüngeren und auch weniger jungen Mitbürger bin ich Fußballfan, doch im Gegensatz zur Anhänglichkeit der meisten Madrilenen, Barceloner und Münchener an »ihren« lokalen Verein, verachte ich den Fußballclub, der sich *Paris-Saint Germain* nennt und von Katar finanziell unterhalten wird. Der kleine, überall – auch an Terroristen – Geld verteilende Ölstaat stellt dem Club jährlich 500 Millionen Euro zur Verfügung, was ihm erlaubt, alle anderen französischen Mannschaften an die Wand zu spielen. Seit 1980 haben wir ein kleines Haus mit Garten in der Bretagne, unweit von Guingamp, einer Kleinstadt. Deren Stadion kann mehr Fans aufnehmen, als sie selbst Einwohner hat, und ihr Team bleibt auch mit wenig Geld Jahr für Jahr in der Ersten Liga.

Ich bin Franzose seit 1937. Manuel Valls, der französische Premierminister, ist es seit 1982, die Oberbürgermeisterin von Paris, Anne Hidalgo, seit 1973, die Erziehungsministerin Najat Vallaud-Belkacem seit 1995. Nicolas Sarkozy de Nagy-Bocsa ist der Sohn eines ungarischen Flüchtlings. Niemand würde davon reden, dass wir einen »Migrationshintergrund« hätten. Wir sind Franzosen *durch und durch*.

Ich weiß aber, dass es eine andere Art Franzosen gibt. Die jungen arabischen Leute in den sogenannten banlieues (Vororten) sind fast alle Franzosen, während viele der jungen Berliner Türken Türken bleiben. Sie werden stark diskriminiert. Schlechtere Wohnungen, schlechtere Schulen, kaum Berufsaussichten, kaum Chancen rauszukommen und schlechte Behandlung durch die Polizei. Da ihnen die französische gleichberechtigte Identität verweigert wird, suchen sie sich eine andere, und zwar den Islam. Aber dieser war nicht zuerst da, sondern die Diskriminierung.

Geboren wurde ich 1925 in Frankfurt am Main. Meine Eltern haben mich und meine Schwester im Dezember 1933 nach Frankreich mitgenommen. Zuvor hatte mein Vater als Jude die Leitung des Frankfurter Clementine Kinderhospitals, das übrigens noch heute existiert, verloren, durfte seine Professur für Kinderheilkunde an der Universität nicht mehr ausüben und war aus dem Verband der »EK I-Träger« (des Eisernen Kreuzes Erster Klasse) ausgestoßen worden, obwohl er von 1914 bis 1918 an der »Westfront« als Stabsarzt gestanden und »gedient« hatte. Am 7. Februar 1934 starb er an einem Herzschlag, was natürlich – laut Entscheidung deutscher Ämter nach dem Krieg – mit der Emigration nichts zu tun hatte!

Es gibt auch kompliziertere Identitätszuschreibungen. Ich sei, schrieb ein deutscher Journalist einmal mit Recht, ein »jüdisch geborener, mit dem Christentum geistig verbundener Atheist«. Meine Frau ist gläubige Katholikin, tätig in der Krankenhausdia-

konie und eng mit den Jesuiten verbunden. Unser Honigmond ist auch nach 57 Jahren noch nicht vorbei. Erst spät haben wir entdeckt, dass wir nach dem 1. Korintherbrief 7, 14 leben: »Eine Frau soll ihren ungläubigen Mann nicht verstoßen, wenn er einwilligt, weiter mit ihr zusammenzuleben.« Meine Frau ist übrigens Südfrauzösin und war Doktorandin der politischen Wissenschaft, bei mir. Wobei das Thema ihrer Dissertation, die wegen der Geburt unseres ersten Sohns nie fertig wurde, nichts mit Deutschland zu tun hatte: »Die Politisierung der Streiks in Frankreich nach 1945«.

Wie schmerzlich es für mich auch ist, dies gestehen zu müssen, so haben der frühe Tod meines Vaters und sein Versuch, eine Kinderklinik in Saint-Germain-en-Laye zu gründen, die Herausbildung meiner französischen Identität enorm erleichtert. Der 54-jährige deutsche Medizinprofessor hätte in Frankreich alle Diplome ab dem Abitur nachholen, einen jungen französischen Arzt als Strohmann und Namensgeber beschäftigen und also die ganze Bitternis der Emigration ertragen müssen, was nicht ohne Rückwirkungen auf seinen kleinen Sohn geblieben wäre.

In Saint Germain existierte kein Emigranten-Milieu. Sozialisiert wurde ich durch die Schule und die protestantischen Pfadfinder (denn die katholischen nahmen nur katholische Jungs auf, jüdische gab es dort keine). Und auch die ersten Erfahrungen, die meine Mutter und ich in Saint Germain machten und die ich in meiner Rede am 3. Juli 2014 vor dem Deutschen Bundestag beschrieben habe, trugen sehr zu meiner französischen Identität bei. Davon wird später noch die Rede sein.

Mein Beruf war so sehr selbstgewählt, dass ich beinahe versucht wäre, jener schlimmen deutsch-pietistischen Versuchung zu erliegen und zu glauben, Beruf sei Berufung (was ja eine Rechtfertigung ist, politische Tätigkeiten gern denen zu überlassen, die sich

zur Politik berufen fühlen). Mit 17 Jahren habe ich zum ersten Mal eine Klasse unterrichtet, direkt nach meinem Abitur in Südfrankreich – und zwar in Mathematik. Meine Freude am Unterrichten ist immer geblieben, auch wenn ich, sozusagen im Nebenberuf, Journalist war und geblieben bin, wobei ich das deutsche Wort *Publizist* nie verstanden habe.

Andere mit Wärme und Vernunft aufklärerisch beeinflussen zu wollen: Das gehört auch zu meiner Identität. Jedenfalls ist es immer möglich, in die Identitäten des Anderen einzudringen. In seinem kleinen, schönen Buch *De la politique pure* von 1963 (dt. Reine Theorie der Politik, 1967) machte Bertrand de Jouvenel die schlichte zutreffende Feststellung: »Jedes Mal wenn wir bitten, raten, ermahnen oder befehlen, jemand solle dies oder jenes tun oder lassen, erkennen wir an, dass dieser dieses tun kann oder nicht – sonst wäre ja unsere Bemühung, ihn zu beeinflussen, sinnlos.« Beeinflussung anderer im Namen einer Partei wäre mir nie in den Sinn gekommen – außer vielleicht in dem jener ironisch erfundenen von Leszek Kołakowski, der 1978 in der Zeitschrift *Encounter* den Beitrag *How to be a Conservative-Liberal Socialist*. *A credo* veröffentlichte. Er endet damit, dass es eine solche Partei nie geben werde, und sei es nur, weil sie den Menschen nicht versprechen könnte, sie zum Glück zu führen.

Ich glaube, wenn ich alle meine Identitäten in einer einzigen zusammenfassen sollte, stünde das im Kern, was ich als 21-jähriger in mein Tagebuch geschrieben habe: »Ich werde nie ein demagogischer Redner sein. Ich werde mich nie an die Instinkte der Zuhörerschaft wenden. Nur an ihre Vernunft und an ihren Sinn für Ethik.«

Zu dieser Grundeinstellung gehört die Wahrheitssuche. Papst Johannes Paul II. hat am 1. Januar 2002 in seiner Botschaft zum Weltfriedenstag gesagt: »Die Wahrheit kann jedoch auch dann, wenn sie erlangt wird – und das geschieht immer auf eine be-

grenzte und vervollkommnungsfähige Weise —, niemals aufgezungen werden.« Ein schönes, unerwartetes Zeichen katholischer Toleranz! Aber 1993, in seiner Enzyklika *Veritatis splendor* (Glanz der Wahrheit), hat er seine Wahrheit verabsolutiert und den Katholiken auferlegt. Ich für meinen Teil bleibe lieber dabei, was ich 1975 am Beginn meiner Friedenspreisrede in der Paulskirche etwas kompliziert gesagt habe: »Es gibt keine absolute Wahrheit. Es gibt aber Dinge, die wahrer sind als andere. Und gerade die, die empfinden, dass sie nur Teilwahrheiten erreicht haben, wissen, dass die anderen, dass auch der Gegner einen Teil der Wahrheit vertritt, und sie sind deshalb einer vollständigeren Wahrheit näher als jene, die wähnen, die Wahrheit zu besitzen, was sie beinahe notwendigerweise zur Beschränktheit und zur Intoleranz verleitet.« Papst Franziskus hat dies viel witziger zum Ausdruck gebracht, als er sagte: »Wenn jemand sagt, er habe die Antwort auf alles, so ist das ein Beweis, dass Gott nicht mit ihm ist!«

Zur Wahrheitssuche gehört auch der Wille zur Kohärenz. Mit meinen Studenten habe ich immer versucht, »sokratisch« zu verfahren. »Wenn du dies willst, so müsstest du logischerweise auch dies wünschen, dann das – aber das willst du nicht. Also gehen wir zum Start zurück, um herauszufinden, wann und warum du entgeist bist.« Dazu gehört eine klare Sprache, die so vielen meiner Kollegen Soziologen oder Politologen völlig abgeht. Willy Brandt hat einmal seinen ultralinken jungen Genossen zugerufen: »Je volksnäher Ihr euch wähnt, desto unverständlicher für das Volk spricht Ihr.« Das galt und gilt auch für die Theoriebesessenheit mancher »Wissenschaftler«, die die Leere ihrer Lehre verbergen wie der Tintenfisch seinen Körper. Wenn ich stundenlang mit Gymnasiasten diskutiere, so deshalb, weil ich in einer für sie klaren Sprache rede, ohne dabei zu versuchen, ihre »Jugendsprache« zu benutzen.

Welche Sprache? Deutsch in Deutschland, Französisch in Frankreich (und schlechtes Englisch an amerikanischen Universitäten). Dabei ist man nie völlig doppelsprachig. Wenn ich auf Deutsch schreibe, Artikel oder Bücher, so sage ich dem Herausgeber oder dem Verleger immer, er soll doch meine Sprache überprüfen. »Sprachliche Korrekturen nicht nur gestattet, sondern erwünscht.« Sollte der französische Herausgeber oder Verleger es wagen, meinen Text zu korrigieren, wäre ich wütend. Meine Identität ist eben eine französische!

Auch auf zwei anderen Gebieten muss ich das betonen. Ich habe nämlich das Glück, als Außenseiter innerhalb zweier Gemeinschaften mitstreiten zu dürfen, denen ich nicht angehöre. Als Franzose in Deutschland und als Atheist im französischem Katholizismus. Ich protestiere jedes Mal, wenn ich von deutschen Medien oder Veranstaltern als »Deutsch-Franzose« vorgestellt werde. Für mich geht es in Deutschland seit 1945 um das ständige Gefühl einer Mitverantwortung, eines Mitwirkenwollens, Mitwirkendürfens und -könnens, als Begleiter, der von außen kommt und innen dabei ist, Anteil nimmt und miterlebt. Denn mein Vaterland ist nun einmal Frankreich.